

Texas im Rhonedelta

Land und Leute in der „Camargue“ / Von Karna Niehoff

„Camargue“, das klingt nach Hirtenerzählungen, nach Steppe, nach wilden Pferden und Büffeln. Tatsächlich ist dieses südfranzösische Land, zwischen zwei Rhônearmen eingeschlossen, nicht nur wegen seiner deutlichen geographischen Abgrenzung eine Enklave, sondern auch wegen der Fremdheit seiner Landschaft, der Andersartigkeit seiner Bewohner, ihrer Lebensformen, ihrer wirtschaftlichen Grundlagen. Es ist unter den vielen Gesichtern Frankreichs sicher nicht das bewegteste, noch weniger das großartigste, aber vielleicht eines der eigenartigsten, weil es den kontinuierlichen, alle Buntheit vollendet abrundenden Charakter der Provence und der benachbarten Languedoc jäh unterbricht, weil da plötzlich ein karges, junges Land ist, eine geschichtslose Insel inmitten zweier Provinzen, die schwer sind und ein wenig müde von ihrem Glanz und ihrer uralten Kultur. Hier gibt es keine antiken Arenen, keine gewaltigen romanischen Türme und kunstvollen gotischen Schlösser zu bewundern, keine freischwebenden Renaissance- und barocke Innenhöfe — nichts von dem, was der Stolz und der Reichtum Frankreichs ist, es gibt auch nur eine kleine Gehölze, „Mas“ oder „Manade“ genannt, und flaches, fast baumloses Land ohne ansehnliche Hügel oder mächtige Berge.



Ein typisches Bild aus der „Camargue“: See, „Salicorne“ (ein Salzwassergros), Stier und Wildpferd, das den „Gardian“ (eine Art Cowboy) trägt.

Photo: Karna Niehoff

Denn die Camargue war bis vor zehn Jahren ein Sumpfland, geränkt von seinen zahlreichen Salzseen, mit einem Boden, der schweren Bauten einen Halt bot und in seiner salzigen Schwammigkeit nichts hervorbringen konnte als dicke runde Büschel starrer widerstandsfähiger grüner Pflanze, des „Salicorne“. Dieses besondere Gras wird mit Vorliebe von Rindvieh, vor allem Stieren, und von Pferden gefressen. Die „Sauvages“, die kleinen, meist hellhäutigen Wildpferde, stämmige Abkömmlinge der „Araber“, sind weder als Zugtiere noch für Rennen zu gebrauchen. Ihr Leben besteht einzig und allein darin, auf den weiten Flächen des Landes Gras zu weiden, es sich dabei wohl sein zu lassen und das Selbstbewußtsein ihrer Besitzer zu bekräftigen. Nicht so sehr viel anders ist es mit den „Taureaux“, den wilden Stieren. Milchwirtschaft ist nicht möglich, da die Art der Nahrung bei den Kühen keine sehr wohlschmeckende und auch nur wenig Milch, ausreichend gerade für die Kälber, entwickelt.

Aber eine durchdachte oder gar organisierte bäuerliche Tätigkeit würde dem großzügig-ungebundenen, unkommerziellen, romantischen Charakter dieser Menschen auch gar nicht liegen. Oder haben — umgekehrt — die wild grasenden Herden der unbegrenzten, menschenscheuen Pferde und der starrsinnigen, hintergründig trägen Stiere, die breiten, strengen, stoppeligen Felder und die stillen, hellen Seen die Leute hier so stolz, so widerborstig und insgesamt schwärmerisch werden lassen? Während anderswo die Dinge ihre nützliche Ordnung haben, nimmt man hier die Kühe nur wegen der Fortpflanzung in Kauf, und die Stiere werden weder zu Zugochsen noch zu Beefsteaks, sondern bleiben mehr oder weniger Selbstzweck. Nur dem edlen, glanzvollen Spiel der „Courses“ ist ihr Leben geweiht, und dafür werden sie allerdings auch verkauft. Aber da die „Courses“ in den römischen Arenen von Nîmes und Arles und an einigen anderen provençalischen Plätzen nur zwei- oder dreimal im Jahre stattfinden und der „Toro“ dem Stier nur eine Stirnkarde entreißt, ohne ihn zu töten, kann man sich ungefähr ausrechnen, wieviel oder wie wenig solcher Stiere ein „Manadier“ im Jahre loswird. Nicht ausrechnen dagegen kann man sich — und selbst nationalökonomisch Gebildete zucken bei dieser Frage ratlos lächelnd die Achseln —, wovon sie bei solchen Umsätzen eigentlich leben.

Und die Pferde? Die braucht man für die „Gardians“, das sind die sagenumwobenen jungen Männer mit den braun gebrannten, ersten Gesichtern, die die schwere Kunst beherrschen, diese ungestümen Pferde einzureiten. Sie bilden seit Jahrhunderten eine eigene, abgeschlossene und reglementierte Kaste — früher sogar eine religiöse Bruderschaft —, die allein das Recht hat, bei den „Courses“ auf ihren Pferden mit Lanzen die Stiere zum Kampf aufzustacheln, in jeder Herde das kräftigste, wildeste Tier zum Leitstier zu dressieren und die Herden, hoch zu Roß, von einer abgefressenen Koppel zur nächsten zu treiben.

Plötzlich soll Reis wachsen

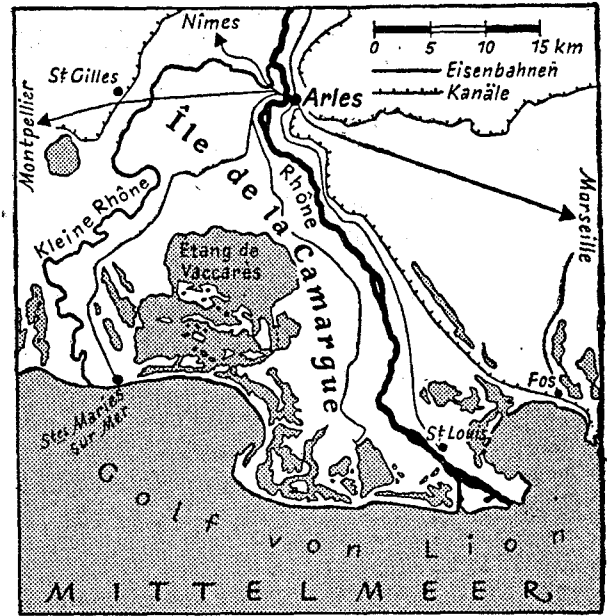
Alles wäre wohl bei dem alten, vertrauten Gewöhnen geblieben, das Frankreich soviel Liebenswürdigkeit gibt und soviel Kraft nimmt, wenn man im letzten Kriege nicht plötzlich vor der Frage gestanden hätte, wie man die Tausende von Indochinesen beschäftigen sollte, die man für die Waffenproduktion ins Land geholt hatte, als es schon zu spät dazu war. Nun, sie verstanden sich auf Reiskultur, und die wirtschaftlich tote Camargue und ihr Klima boten sich für einen Versuch an. So entsäuserte man einen Teil des salzigen Sumpflandes, führte ihm durch ein unterirdisches Kanalsystem die Süßwasser der Rhône zu, und dann ließen die Indochinesen Reis aus der verwandelten Erde wachsen. Drei, vier Ernten im Jahre — so viel bald, auch in der Languedoc, daß Frankreich seine damals abgeschlossene Einfuhr zu erheblichen Teilen damit ersetzen konnte. Daraus hätte in wenigen Jahren durchweg eine intensive Landwirtschaft werden können, bei der einige Hektar schon zum Leben ausreichten. Indessen, die „Camarguais“ wehrten sich. Sie wollten die fast alttestamentarische Verbundenheit mit ihren Tieren nicht zerstören, das Heiße, Lebendige, Verschwendische

nicht mit der einförmigen, farblosen Unpersönlichkeit enger Reisfelder vertauschen. Es sei ja schließlich seit ewigen Zeiten auch ohne Reis gegangen, sagten sie — ein Argument, das im französischen Süden schwer zu widerlegen ist. Es entbrannte ein harter Kampf zwischen den „Fortschrittlichen“ und denen, die lieber unsicher als mühselig und sich selbst entfremdet leben wollten. Familien entzweiten sich darüber untereinander und erst recht mit den Nachbarn, und auch heute ist der Kampf noch nicht entschieden. Der Streit war nämlich nicht einfach salomonisch dadurch zu beenden, daß man jeden das tun ließ, was er selbst wünschte. Wo die Süßwasser der neu angelegten Kanäle eindringen, wächst nämlich im engsten Sinne des Wortes „kein Gras mehr“, eben das besondere für die Stiere.

Einmal, als der Kampf am heftigsten tobte, griff der Marcellais Pastisfabrikant Ricard ein. Ohne an der Sache selbst materiell interessiert zu sein, nur aus reiner Begeisterung eines Mannes, dem das Organisieren und Umformen um seiner selbst willen lebensnotwendig ist, förderte er nach Kräften ein Gleichgewicht zwischen Reis und Manaden. „Das eine braucht man, das andere liebt man; und was man liebt, braucht man auch“, sagte er weise. Und wie ein freundlicher Lehnsherr teilte er das Land auf, kümmerte sich um das System der Kanäle, rechnete den Stierkämpfern vor, daß ihre Tiere wertvoller würden, wenn es weniger von ihnen gäbe, erinnerte die Reispioniere an den Wert der Tradition und richtete sich selbst in einem der ältesten Bauernhäuser der Gegend eine bildschöne Reis- und Viehzucht-Musterfarm ein — von der provençalischen Halle mit tiefer Balkendecke, Kupfergeräten, reich geschmückten schweren Eichenmöbeln bis zu den prachtvollen Winterställen und Reiskammern alles vorbildlich und, wie viele meinen, ein Beweis dafür, daß sich beide Kulturen durchaus vereinen lassen. Selbst seine „Gardians“ spielen abends und sonntags auf dem gepflegten Hofplatz vor dem Haupt-

gebäude, den der demokratisch gesinnte Hausherr ihnen gern dazu überläßt, friedlich mit den zur Farm gehörenden „Reissöldlingen“ das Nationalspiel „Boule“, ehe sie sich alle in die Bar begeben, in der der „Ricard“-Anisschnaps fast umsonst ausgeschenkt wird, was den missionarischen Bestrebungen seines Herstellers nicht wenig förderlich ist.

Aber noch hat sich Monsieur Ricard das Kreuz der Ehrenlegion nicht verdienen können. Noch bestimmen die viereckigen, mit Schilf gesäumten Reisbecken keineswegs das Gesicht der Landschaft. Ihr silbergraues, sehr müdes Wasser fällt trotz der kleinen grünen Reispflanzen, von denen im Sommer gerade die Spitzen zu sehen sind, zwischen den vielen, wenngleich viel klareren Seen nicht sonderlich auf. In Wahrheit ist die Camargue noch immer das seltsame, schöne Land, das sich mit so überzeugender Naivität den Luxus des Nutzlosen leistet und dabei seinen Sinn erfüllt. Die breiten, menschenleeren Ebenen mit den struppigen Büscheln in der schweren, feuchten Erde, die sich durch keinerlei Blumen heiterer macht: abseits von den fast baumlosen Landstraßen und Feldwegen die schwarzen, gelassenen Stiere, die sich weit verstreuen, als sei aller Erdenraum nur ein einziger Futterplatz für sie, und die, wenn sie gerade nicht fressen, mit unendlicher Melancholie bewegungslos in den Himmel starren; das freundlichere Pastell der kleinen Pferde, die plötzlich jäh über die Steppe jagen; die wenigen, weit auseinanderliegenden und hinter hohen Hecken kaum sichtbaren Bauernhäuser und die Heerscharen von seltenen Wasservogelarten, die die Seen und ihre Ufer ungefährdet bevölkern dürfen — das alles ist weder Idylle noch Pathos. Es hat seine stille, ausruhende Vollkommen-



So liegt die „Camargue“ im Rhonedelta. Tagesspiegel-Karte. Nachdruck nicht gestattet

heit, nur, weil es so ist, wie die Natur es sich hier von sich selbst gedacht hat: so weit, so fremd, so lautlos intensiv und so wunderbar einfach.

Die Scheuklappen des Moralisten

Literaturkritik oder politische Polemik? / Von Walter Lennig

Literatur kann nicht ohne Literaturkritik bestehen. Die Literaturhistoriker sind angewiesen auf das, was die Kritik jeder Generation an gesiebertem Bestand hinterläßt. Wenn man auf das provinzielle Gebaren der Literaturkritik von heute blickt, auf diese enghorizontige und ungenaue Kritik, kommen Bedenken, wie man dereinst rückblickend zusammensetzen wird, was sich deutsche Literatur nach dem zweiten Weltkrieg nennen soll. Man horcht also auf, wenn sich ein Kritiker von Graden wie Peter de Mendelssohn mit einem Buche einstellt, dessen Thema die Literatur ist. In der Spannung, mit der man es aufschlägt, ist aber schon eine Prise Verwahrung. Literatur und Moral? Man kennt den Autor aus vielen klugen Aufsätzen, aus einem prächtigen Buch über seine englische Wahlheimat vor allem; man weiß aber auch, daß Mendelssohn mitunter ein galliger Polemiker ist — davon zeugte vor Jahr und Tag ein böser Aufsatz gegen Ernst Jünger.

Ernst Jünger ist nun auch unter den vier, die Mendelssohn als Gruppe in seinem neuen Buch behandelt. Knut Hamsun, Jean Giono, Jünger und Gottfried Benn sind für Mendelssohn Männer, die vor dem Faschismus versagt haben, moralische Schuld auf sich luden und deswegen suspekt bleiben, wie bedeutend auch ihr Werk ist. Es ist nun allerdings nicht so, daß Mendelssohn vier reine Pole-

miken liefert: in heimlichem Streit liegen oft genug der gediegene Literaturkritiker und der unversöhnliche politische Moralist — der eine immer wieder bestechend wegen seiner differenzierten Reizsamkeit, der andere weitaus weniger bezaubernd wegen der etwas gewaltsamen Starrheit eines Standpunktes, den man wohl in die Literatur hineinbringen kann, der aber nicht aus der Literatur geholt ist. Immer wenn Literatur historisch betrachtet wird, erfährt man die Unbrauchbarkeit moralischer Urteile.

Enthüllt sich nicht schon die relative Fragwürdigkeit dieses Verfahrens dadurch, daß Mendelssohn um so dröhnender die moralische Pauke bedienen muß, je weniger er umhin kann, das Werk zu bewundern, über dessen Schöpfer er das Scherengericht abhält? Warum merkt dieser kluge Mann weiterhin nicht, daß fast allen seinen Schlüssen eine historische Situation zugrunde gelegt ist, die wohl für ihn entscheidend, für seine Objekte aber nicht prägend gewesen ist: sie waren längst profiliert, und zwar nicht durch das Jahr 1933, sondern durch den ersten Weltkrieg. Wie will Mendelssohn geistige Porträts von Giono, von Benn und Jünger geben, wenn er sie nicht auf ihr Grunderlebnis bezieht? Er kann es bei den beiden Deutschen ausführlich nachlesen, das Verbindende wie das Trennende, jedenfalls auch, daß beide nicht links standen, und rechts stehen hieß vor 1933 noch keineswegs, Hitler wollen. Warum auch sollten beide emigrieren? Der einzige echte und kühne Aufstand gegen Hitler ist zu einem beträchtlichen Teil von Männern gemacht worden, die die Emigration — sofern nicht unmittelbare Bedrohung von Freiheit und Leben vorlag — als eine unerlaubte Erleichterung betrachtet haben. Was hat eine extreme Gegenwartsfremdheit lebende Persönlichkeit wie Hamsun schon wirklich von Deutschland gewußt, ganz zu schweigen von Giono, der nur den Krieg haßte und dem Deutschland fast völlig unbekannt war? Noch viele, viele Fragen wären zu erheben, wenn man sich auf eine Debatte mit Mendelssohn einließ, jedenfalls auch die, ob ausgerechnet das Genie kein Recht auf Irrtum habe. Und noch eine andere: kennt Mendelssohn nur die braune Despotie?

Es ist aber richtiger, eine solche Debatte erst gar nicht zu führen. Nicht, weil zu befürchten wäre, daß man dabei den kürzeren zieht, sondern weil diese Debatte längst abgeschlossen ist. Was die Polemik in Mendelssohns Buch so verdrießlich macht, ist ja eben, daß hier mit Fragebogen gründlich alles, aber auch alles, zusammengefragt ist, was in den ersten Nachkriegsjahren, zur Blütezeit der Reeducation, in Tausenden von damals notwendigerweise recht einseitigen Darstellungen zusammengetragen wurde. Besteht eine aktuelle Notwendigkeit, das alles heute wieder aufzuteufeln? Ist das nicht dahin wie die Welle des Heraklits? Man gewinnt für die Literaturkritik keine entscheidende Dimension, wenn man in den Lebensläufen mit all ihren Irrungen und Wirrungen herumstochert. Man erweist der zeitgenössischen Literatur einen fragwürdigen Dienst, wenn man Werk und Leben gegeneinander ausspielt, wenn man neue und schroffe Trennungslinien zieht, als ob es der schmerzlichen Schnitt nicht schon genug gäbe.

Eingangs ist schon gesagt, wie bitter nötig es wäre, die deutsche Literatur vor heute kritisch darzustellen, und wie unzulänglich im Hinblick hierauf die gegenwärtige literarische Kritik ist. Es sind so wenig Berufene unter ihnen, daß man einige Betrübniß äußern darf, wenn einer, der alles mitbringt, sich in endlosem Ressentiment verzettelt, mag es auch noch so geistreich formuliert sein. Vielleicht aber mußte er sich das alles einmal von der Seele schreiben, um die Freiheit, die innere Unbefangenheit für echte Aufgaben zu gewinnen. Durch die Schwächen eines selbstquälerischen Ressentiments glänzen immer wieder die Passagen klug abgewogener Literaturkritik. Rührt dieser zwiespältige Eindruck nicht eben auch daher, daß sich der Autor seines eigenen Dilemmas nur zu bewußt war?

(Peter de Mendelssohn: Der Geist in der Despotie. Versuche über die moralischen Möglichkeiten des Intellektuellen in der totalitären Gesellschaft. F. A. Herbig Verlagbuchhandlung (Walter Kahmert), Berlin-Grünwald. 282 Seiten, 9,80 DM.)

Drei mündliche Fragen als Tagesration

Die Fragestunde im britischen Unterhaus / Von Cecil Porter

Senator Kefauver, der besonders durch die von ihm geleitete Untersuchung des Verbrechenswesens in den Großstädten der Vereinigten Staaten populär geworden ist, hat vorgeschlagen, im amerikanischen Kongreß eine Fragestunde einzuführen, in der der Präsident und das Kabinett den Abgeordneten Rede und Antwort stehen sollen. Die Anregung zu diesem Vorschlag erhielt Kefauver bei einem Besuch in London, als er im britischen Unterhaus einer Fragestunde beiwohnte. Amerika wäre nicht der erste Staat, der sich auch in dieser Hinsicht nach dem englischen Vorbild richtet. Die vor hundertachtzehn Jahren in Westminster eingeführte Fragestunde ist von den Parlamenten sämtlicher Dominien übernommen worden, und auch Dänemark und Norwegen haben mit dieser Einrichtung die besten Erfahrungen gemacht.

Was ist nun eigentlich diese Fragestunde, die von vielen als die amüsanteste Unterbrechung in dem sonst nicht immer gerade abwechslungsreichen Tageslauf eines britischen Parlamentariers angesehen wird? Jedem Unterhausmitglied steht eine „Tagesration“ von drei mündlichen Fragen zu. Allerdings gibt es kaum einen Abgeordneten, der dieses Privileg voll ausnützt. Den Rekord hält gegenwärtig Sir Herbert Williams, der es in zwanzig Jahren auf etwa viertausend Fragen gebracht hat. Wer eine Frage zu stellen hat, muß sie an den an einem besonderen Tisch sitzenden zweiten Sekretär des Unterhauses richten, der sie niederschreibt. Darüber, welche Fragen zulässig und welche unzulässig sind, gibt es komplizierte Regeln. Im allgemeinen werden die Fragen genau geprüft, ob sie verbotene Anspielungen, Beschuldigungen, anstößige Ausdrücke oder ironische Bemerkungen enthalten. Es ist verboten, Fragen zu stellen, in denen die Person der Königin oder der Einfluß der Krone vor das Parlament gebracht werden. Auch Fragen, die unfreundliche Bemerkungen über die Staatsoberhäupter der England freundlich gesinnten Länder enthalten oder die sich mit dem Charakter oder mit dem persönlichen Betragen von Abgeordneten oder Beamten beschäftigen, sind nicht gestattet.

Wenn eine Frage angenommen ist, wird sie dem zuständigen Ministerium zugeleitet, wo man sich in der parlamentarischen Abteilung mit ihr beschäftigt. Gelegentlich bringt diese Abteilung ein paar Tage damit zu, im Lande herumzutelephonieren und an die diplomatischen Vertretungen im Ausland zu kabeln, um die Unterlagen für die Antwort zu beschaffen. Wenn es sich um eine verzwickte Frage handelt, die delikate internationale Probleme berührt, muß der Minister oder der parlamentarische Staatssekretär mehrmals mit seinen Beratern konferieren, bevor die Antwort entworfen werden kann. In einem Jahre werden schätzungsweise zehntausend Fragen gestellt, und jede von ihnen kostet den englischen Staat 25 DM.

Gewöhnlich müssen in jeder Fragestunde sieben oder acht Minister Rede und Antwort stehen. Der Ministerpräsident beantwortet im allgemeinen zwei bis drei Fragen am Tage. Traditionsgemäß trägt die erste von ihm zu beantwortende Frage die Nummer 45. Auch die anderen an ihn gerichteten Fragen stehen ziemlich weit unten auf der Liste, so daß er nicht zugehen zu

sein braucht, wenn gegen halb drei Uhr nachmittags die Frage Nummer 1 behandelt wird. Am häufigsten wenden sich die Abgeordneten an den Außenminister und an den Ernährungsminister; die Leiter von weniger bedeutenden Ressorts haben es viel leichter.

Schon manche harmlos erscheinende Frage hat unangenehme Folgen für den betreffenden Minister oder gar für die ganze Regierung nach sich gezogen. Die einzige Hilfe, die der Minister bei seiner Antwort hat, ist ein von den Sachverständigen seines Ministeriums ausgearbeitetes Memorandum mit Hintergrundmaterial. Wenn er dieses geschickt benutzt, kann er manchmal eine peinliche Frage der Opposition einfach damit abwehren, daß er Reden und Dokumente aus der Zeit zitiert, da die Opposition noch an der Regierung war. Einem geistesgegenwärtigen und rhetorisch gewandten Minister wird es meist gelingen, die Fragen der Opposition korrekt zu beantworten und trotzdem die darin gestellten Fallen zu umgehen. Aber alle Rhetorik nützt wenig, wenn die Opposition merkt, daß die Gegenargumente der Regierung schwach sind. In einem solchen Falle geht es dann in der Fragestunde lebhafter zu als bei mancher großen Unterhausdebatte.

Ohne Humor kommt ein Regierungsmitglied in der Fragestunde nicht aus. Aber man darf deshalb nicht etwa glauben, daß diese Einrichtung lediglich geschaffen wurde, um den Parlamentsabgeordneten und den Ministern Gelegenheit zu geistreichen Bemerkungen zu geben. Ein großer Teil der Fragen bezieht sich auf sehr ernsthafte politische Probleme. Korea, die Vereinten Nationen und die sowjetische Außenpolitik sind die beliebtesten Themen. Daneben finden sich dann freilich etwa eine Anfrage über die Anschaffung von Hörgeräten für alte Leute in abgelegenen Dörfern oder eine Beschwerde über den schlechten Zustand der Mole in einem schottischen Fischerdorf. Immer wieder hat sich gezeigt, daß eine Anfrage im Unterhaus genügt, um einem Uebelstand abzuhelfen. Mit Recht sehen die Engländer in der Fragestunde eines der wirksamsten Mittel der Kontrolle der Legislative über die Exekutive.

Fränkisch-merowingische Goldschmuck-Funde

Beim Bau von Bergmannssiedlungen der Zeche Mansfeld in Bochum-Langendreier stieß man in ungefähr ein Meter Tiefe auf ein sogenanntes Brandgrab, in dem neben gut erhaltenen Perlen aus gebranntem Ton, Glas und Bernstein ein Anhänger aus reinem Golde und eine Platte aus Gold mit eingedrücktem Muster gefunden wurden. Auf den Anhänger sind gedrehte Golddrähte aufgelötet. Der Rand wird von zopfig geflochtenen Golddrähten gebildet. Eine wahrscheinlich aus dem Rheinland eingeführte Amphore aus der fränkisch-merowingischen Zeit und ein kleineres Tongefäß einheimischer Art werden als Beigaben zu der mit Holzböhlen eingeschalteten Grabkammer gedeutet. Professor Stieren von der Universität Münster weist die Funde in das siebente Jahrhundert nach Christi.

Unterricht

Heimfrauenschulen der
Mathilde Zimmer-Stiftung e. V.
ganzjährige Haushaltungsschulen, Frauenfachschule KfL, halbjähr. hausw. Abiturientinnenlehre (nur im Sommer-Semester)
in Kassel-Wilhelmshöhe, Luisenhaus u. Elisabethenhäusern
Seit Jahrzehnten bewährt als Vorbereitung auf den Beruf der Hausfrau und Mutter. Befähigt von der Verpflegung der hauswirtschaftl. Berufsschule. Vorbereitung zur Aufnahme in sozial-pflegerische Berufe (Kindergärtnerin, med. techn. Assistentin, Krankenschwester u. m.) Grundstufe zur Ausbildung als Hauswirtschaftsleiterin.
Nächster Aufnahmetermin: W.-Sem. 53/54 16. Okt. 1953
Sommersemester 1954 beginnt: 22. April 1954
Anfragen u. Anmeldungen an die Mathilde Zimmer-Stiftung e. V., Berlin-Zehlendorf
Tel.: 84 59 39

Flechten, Ekzeme



Bei diesen und ähnlichen Krankheiten der Haut, wie Pickel, lästiges Hautjucken, unreiner Haut, hat sich das flüssige D.D.D.-Hautmittel durch seine einzigartige Zusammensetzung u. Tiefenwirkung bestens bewährt. Ein Versuch wird Sie überzeugen. In all. Apothek. Fl. 50 ccm 3,50, 30 ccm 1,95.
D.D.D.-Balsam gegen offene Beine, Hämorrhoiden, empfindliche Körperstellen u. für die zarte Haut der Kinder, Dose 2,85
Hersteller: Schäfer's Apotheke, Berlin W30, Kleistsstraße 34

D.D.D.-Hautmittel half schon vielen!

Anzeigen im Tagesspiegel
treffen
auf den weitesten Interessentenkreis

Leihpläne - Säcke
Grossmann & Wurfel - 49 57 71

BEI DARMTRÄGHEIT



aus dem Edelextrakt von
Dr. Ernst Richter's Früchtchen-Kräutertee
Packg. 1,25 u. 2,25 DM in Apotheken u. Drogerien

750241 u. 757978 (App. 28 od. 17)
Unter dieser Rufnummer erreichen Sie
uns, wenn Sie Auskünfte über Anzeigen
im TAGES SPIEGEL wünschen

Kranksein ist teuer geworden —

DKV-Leistungen passen sich an!

Neuartige Wahl-Tarife mit ganz individuellen Leistungen
bieten hochwertigen Krankenschutz für jeden Bedarf,
ergänzen bestehenden Krankenschutz auch bei Pflichtversicherung.
Wartezimmerlaß bei Übertritt aus der Sozialversicherung (KVA) sowie bei
Abschlüssen mit ärztlicher Untersuchung



Deutsche Kranken-Versicherungen-A-G.
Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Straße 26/27 • Ruf: 71 63 91
Seit über 25 Jahren mit Berlin verbunden — Über 800.000 Versicherte

Erbitte
Angebot

Name: _____
Anschrift: _____ T 108